Dichtungen und gesänge

Ernst Schur

ERNST SCHUR
DICHTUNGEN UND GESÄNGE

HERMANN SEEMANN NACHFOLGER
LEIPZIG 1902

ERNST SCHUR

DICHTUNGEN
UND
GESÄNGE

Verlegt bei Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig

Der Seele

*

*

Russland

*

Vielfältig Sein giebt manchen Sinn
und ohne Ziel geht auch ein Weg
so wie die Kinder Blumen pflücken
doch plötzlich sich tief in den Wald verirren.

Gieb acht:
Zwiespalt ist alles
Qual ist Eines — Lust das Andere
manch bösen Zwerg gilt es zu überwinden
auch den Zwerg
— Ich —

So wirst du deine Wege immer finden
durch manch Gestrüpp,
durch allen trockenen Sand —

denn immer nimmt das Leben dich an seine Hand.

* * *

*

Friedrich Nietzsche

eine Vor-Rede.

* * *

I.

Es giebt Inseln im Ocean des Lebens; an ihnen brechen und branden alle Wünsche und Willen. Und jedesmal, wenn sich eine Insel lächelnd aus den Fluten hebt, wogt das Meer toller, wütender als sonst. Welle und Insel gehören zusammen; beide erst ergeben das ganze, grosse Bild.

Das Meer frisst an der Insel; aber es spült ihr auch neues Land zu. Ein grosser Mensch ersteht; er breitet den Glanz seines Geistes über die anderen aus; seine Gedanken wirft er ihnen zu; diese fangen sie auf, geben sie zurück oder weiter. Wenn man dieses Spiel, dieses Spiegelspiel verfolgt, ergiebt sich ein Bild des Lebens.

Aber gerade bei den grossen Menschen, gerade bei diesen höchsten Erscheinungen des menschlichen Lebens ist eines am ehesten nötig — sonst schrumpfen diese seltenen Blüten zu-

sammen, werden so klein, so welk, so nichtssagend wie der, der sie müde und gleichgiltig betrachtet: die Liebe, die grosse, umfassende Liebe. Ja — man kann sagen: Ein falsches Wort, aus einer grossen Liebe geboren, ist besser als eine noch so richtige, noch so sachliche Kritik. Besser ist es, weil es fruchtbarer ist.

Man muss das Gefühl dafür haben, dass man sich ehrt, wenn man den, dem man dient, so hoch wie möglich stellt; jeder muss fühlen, ihm war er mehr als ein Gegenstand, ihm war er Schmerz und Glück, und die Beschäftigung, das andauernde Versenken in sein Wollen höchste Lebensbethätigung. Ich kenne nur ein Buch, das von diesem Geist getragen ist: der Michelangelo von Herman Grimm. Als ich dieses unvergängliche Buch, das der Zufall mir in die Hände gab, las, war es mir, als wäre alles, was ich bis dahin gesehen hatte, Staub gewesen; es verblasste alles daneben. Es hätten statt der zwei Bände deren zehn sein können — ich hätte sie unermüdlich gelesen. Es steckt eine solche Kraft, eine solche Weisheit darin! Es wurde mir ein unabweisbares Bedürfnis, dem Manne, der solche tiefen Worte aus innerster

Ueberzeugung bedächtig hinschrieb, zu danken; ich musste es thun.

Als ich mit der Lektüre fertig war, starb Herman Grimm.

Ich werde dieses Buch eine Zeitlang beiseite legen, aber nie ganz vergessen können.

*

Es ist gut dieses Ringen um Nietzsche! Die Zahl der Bücher, die sich mit ihm beschäftigen, wächst von Tag zu Tag. Doch meistens geht es diesen Rednern so: sie verlieren ihren Weg. In einem Augenblick sprechen sie starke und edle Worte aus; sie sind voll eines grossen Gefühls. Sie schwingen sich gleichsam in eine reinere Sphäre, sie schweben über sich selbst hinaus. Sie sprechen von einem hohen, ernsten Standpunkte aus; Worte, die Licht auf den Weg werfen! Worte, die den Wunsch in sich tragen, alles Kleine rings um Nietzsche zu beseitigen, und ihn, der gross war, nicht mit kleinem Masse zu messen.

Aber dann kommt — bald — der Absturz. Sie kommen mit ihrem Verstand, sie wägen ab, sie urteilen. Es wird — im günstigsten Falle — die Auseinandersetzung eines gebildeten

Menschen mit dem Geist: Nietzsche. Man hört — im günstigsten Falle — die Worte eines tüchtigen Kopfes, eines ernsten Charakters und es lohnt nicht, auf eine Debatte, ein Abwägen des Für und Wider einzugehen. So redet eben ein wissenschaftlich durchgebildeter, sittlich gefestigter, tüchtiger Mensch, der etwas auf sich hält, über Nietzsche!

Sie reden unaufdringlich und objektiv! Und leise thun sie ihn ab. Alles, was sie vorbringen, ist vielleicht, wenn auch nicht neu, — so doch klar und gut — trifft es Nietzsche? Es ist ein Lob für diese Gegner — das sind sie, so objektiv sie sich auch gebärden — dass man ihnen zugeben darf: sie haben ihren gegnerischen Standpunkt so vertreten, dass es kein allzuschlechtes Licht auf sie wirft. Das sind s i e, die uns begegnen, nicht Nietzsche. Es giebt da immer einen Punkt, wo der Mechanismus versagt; sie können nicht mehr mit. Sie verkleinern ihn und ziehen so gegen ihn zu Felde. Sie weisen ihm erst eine Sonderstellung zu und behandeln ihn zum Schluss doch nur als Fachmenschen. Das einfache Gesetz: jeder grosse Mensch trägt den Massstab für sich in sich — eine andere

Art der Betrachtung giebt das Bild nicht rein wieder, verrückt die Linien — predigen sie wohl, aber es geht gegen ihr Blut, danach zu handeln. Sie reden und reden und vergessen, dass über Nacht die Zeit kommt, wo die Thore aufspringen, dass er einziehe!

So sind sie wie Spielzeuge, die man aufbläst — die Luft strömt wieder aus, sie schrumpfen vor unseren Augen zu einem leeren Nichts entsetzlich zusammen.

*

Immer, wenn jetzt eine Schrift über Nietzsche erscheint, ist es eine Kardinalfrage, auf die alles schliesslich hinausläuft.

Hältst du es mit Nietzsche oder nicht?

Nicht in dem Sinne einer kleinlichen Nachbeterei! Vielmehr, wenn die Frage so gestellt wird, gilt Nietzsche nicht mehr als Einzelmensch, sondern als Vertreter eines Geistes, einer Geistesrichtung, von deren Wachsen oder Vergehen Wohl und Wehe unserer Zeit uns abzuhängen scheint. Nietzsche selbst bedeutet in diesem Stadium eine Evolution, eine Inkarnation dieses Geistes.

Ich betrachte es als ein hohes Zeichen, dass alles Beurteilen hier in dem Sich-Verbunden-Fühlen oder in der Abneigung, dem Gefühl der Fremdheit ihr Ende findet, in der einfachen Formel: Liebst du ihn? Thatsächlich laufen alle Betrachtungen über Nietzsche diesen beiden Polen zu.

Bei allen grossen, wahrhaft menschlichen Fragen ist es so. Wenn also jemand nicht gross genug von Nietzsche denkt, so wirft das nur auf ihn ein ungünstiges Licht.

*

Niemand nimmt Nietzsche ganz. Die einen nehmen den Philosophen, die anderen den Künstler, andere den Lehrer einer neuen Moral; die Teilung geht noch weiter.

Niemand betritt den Weg, der zu dem Menschen, dem ganzen grossen Menschen, der alles das in sich fasst, führt. Ist das heute noch zu schwer?

Was an Nietzsche wegzubeweisen ist, das ist das wenigst Wertvolle, das Wertlose an ihm; gerne sehen wir es fallen, wir bedauern es ernstlich nicht.

Nietzsche war zu sehr Künstler, sagt der Philosoph, und zieht dann gegen ihn als Philosophen zu Felde.

Nietzsche war ein der Natur missratener Künstler, sagen andere; deren Hände sind nicht mehr rein.

Und so geht es immer tiefer hinab zu den ekelsten Abgründen menschlicher Regungen.

Nein!

Nietzsche hat zu sehr ins Leben gesehen; das erschüttert alle weise Betrachtung. Zu gross war er in allem, zu wenig nur eines. Ein missratener Künstler!

Nietzsche hat zu sehr ins Leben gesehen, und das verstehen wenige; und die es verstehen könnten, verzeihen es nicht gern.

Was Nietzsche im Kern ist: die Verklärung und Heiligsprechung eines über die irdischen Grenzen flutenden Gefühles, das ist nicht zu beweisen.

Es ist ein zweckloses Bestreben, seine Worte in feste Formeln zu bringen.

Zu leicht streift sich der Zauber ab; etwas Klein-Wirkliches, Marktware bleibt; die geht.

Von der Kraft, dem Leben bleibt nichts;

darum behalte jeder seine Welt, seine Worte für sich. Und muss er denn reden, so rede er andeutend, mehr von der inneren Wirkung, und beschränke sich nicht, enge sich nicht ein.

Als seine Pflicht betrachte er: den Garten von dem Unkraut, das andere hineingetragen, freizuhalten, dass der Weg immer frei sei für die, die fragen: wie kommen wir zu ihm? Weiter nichts!

*

Als Johannes der Täufer durch sein Leben, durch seine Reden, auf das Kommen eines Grösseren, eines Erfüllers hindeutete, da half kein Streiten, kein Beweisen. Die Anhänger einer alten Philosophie, die Menschen des alltäglichen Lebens, die grossen Politiker — sie alle, die gegen ihn zeugen wollten, die ihr Scherflein dazu beitragen wollten, seinen Geist zu vernichten — was half ihr Stammeln?!

Alles war schliesslich Parteigezänk, persönlicher Wunsch und Fluch, mehr oder weniger offen, gegen die einfache, unumstössliche Thatsache, dass der, der kommen musste, kam.

Christus kam.

* * *

II.

Nietzsche — Johannes!

Er hat Worte gesprochen, die an Tiefe und Wucht der Wirklichkeit die Dinge übertrafen, aus denen sie geboren. Er hat uns Strophen gesagt, die sich wie Blumengewinde um das Sein ranken und dieses so verschönen, dass es uns grösser dünkt als Traum und Sehnsucht.

Und manchmal scheint es uns, als werde die Schöpfung verdunkelt durch den Glanz seines Geistes.

In seinem Herzen — diesem starken Herzen — tanzte eine Salome und schmeichelte um sein Haupt.

In seinem Herzen — diesem starken Herzen — sass ein Herodes beim festlichen Mahl, trunken von Wein und von Liebesdurst und

von unersättlichem Durst nach einem süssen, vollen Leben.

Der seufzte tief auf bei jener grausamen Bitte.

Doch fiel das Haupt. Er gab es hin.

*

Nietzsche — Johannes!

Säemann der Zukunft! Du gabst der Welt in deinem Blut die Speise der Zukunft! Du gabst ihr das Chaos wieder, dass sie sich verjünge.

Nehmet hin diesen Leib! Nehmet hin dieses Blut!

Ach — das sind Worte!

Eine Naturkraft, ein Instinkt, ein Gefühl ist nicht festzulegen.

Kant kann man mit Beweisen angehen, Nietzsche nicht.

Es ist die grösste Tragödie der letzten Jahrhunderte, die wir miterlebt haben. Alles andere unserer Zeit verblasst daneben. Mag man es aufbauschen — es ist Kinderspiel und Kinderwerk dagegen. Das ist so wundervoll, dass es kaum je in Worte gebracht werden kann.

Er hat für uns gelitten; in späten Zeiten

wird man das erst ganz erkennen; er hat unsere Sünden auf sich genommen. Das, was uns Stachel war, bohrte er stolz in seine eigene Brust, und er heiligte so unsere Schmerzen. Nun sind wir gereinigt, entsühnt. Heilig schwebt sein Geist über uns.

Kein Wort kann diesen Zusammenhang deuten.

*

Dieser Mann starb.

Was nun kam, bedeutet für Deutschland eine unauslöschliche Schande.

Der Tod Nietzsches bedeutete für die Oeffentlichkeit nichts.

Giebt es keine grossen, allgemeinen Gefühle mehr?!

Nur eine grosse, allgemeine Trauer war hier am Platze. Ein stiller, starker Dank ohne Worte, ohne Ueberlegung.

Nur ein Gefühl — das Gefühl tiefen, unendlichen Schmerzes, unbegrenzter Dankbarkeit hätte sich Luft machen müssen.

Der Tod dieses Mannes gab zu nichts anderem Veranlassung, als zu eklen, geschäftsmässigen Rückblicken und schneller Bilanz-

regulierung. Eilfertig wurde dem Publikum etwas serviert, dann ging es in der Tagesordnung weiter.

Alle — auch Leute mit klangvollem Namen — Leute, die in der Öffentlichkeit eine gewisse Vornehmheit wahren möchten, leisteten hier Dienste, wussten nichts anderes, als wie ein Kaufmann mit einem Angestellten abzurechnen.

Es ekelt einen, es schnürt die Kehle zu, hiervon zu reden.

Das Demütigende ist nicht der Umstand, dass das Volk sich nicht regt, obgleich andere Völker lehren könnten, wie man einen grossen Toten ehrt.

Das Demütigende, die Schande für Deutschland, liegt darin, dass sich die, die nach ihrer Bildung, nach ihrem Stande dazu berufen waren, hier zu vermitteln und zu erziehen, Stimme zu sein für das Volk, dass die sich zu Dienern, nein zu Sklaven des unwissenden, niedersten Publikums hergaben.

Das Leben, das Ringen dieses Mannes wurde schleunigst noch einmal zum Schluss auf seine Ausgiebigkeit geprüft — dann weg damit.

Nächstes Jahr, am gleichen Datum, schmieren sie ähnliches zusammen.

*

Es scheint in Deutschland unumgänglich notwendig zu sein, dass in den Spalten der Zeitungen und anderer öffentlichen Organe die natürlichen echten grossen Gefühle keinen Ausdruck finden dürfen. Das schlimmste Zeichen: es giebt nichts, was über Parteigezänk und augenblicklichem Klatsch steht.

Bis hierher und nicht weiter! Hier ist nur Feilschen und Markten um Interessen.

*

Wenn ein Vater stirbt, wenn Geschwister sterben, setze ich mich nicht an den Schreibtisch und addiere und subtrahiere, bis ich habe, was mir der Tote brachte, was er mir kostete.

So wird eine Hammelherde behandelt! Kein Mensch!

Wenn ein Vater stirbt, wenn Geschwister sterben, dann kommen Gefühle herauf, die tiefer sind als alles Denken; ich lausche und mir graut — so dunkel sind diese Gefühle.

Nun — Er War Unser Bruder! Unser wahrer, erster Bruder! Der Grösseste unter uns! Unser guter und tapferer Stolz! Für uns nur hat er gelebt! Und nun ist er gestorben. Weiter denken wir nichts. All unser Empfinden ist wie zugeschnürt.

Giebt es keine grossen allgemeinen Gefühle mehr? Gefühle, die so einfach, so primitiv sind! Trauer am Bette eines Toten!

Haben wir das Recht, uns als eine Nation anzusehen, wenn wir einen der Unserigen so preisgeben?

Ein Volk, das keine Trauer hat, wenn einer seiner grossen Männer stirbt, ist kein Volk; es ist eine Ansammlung von Menschen, eine Herde!

*

Aber wir, wir stehen mit ihm, der die Aecker unserer Zukunft furchte, mit ihm über diesem Gebelfer.

Ich betone ausdrücklich, dass ich das nicht als Anhänger einer Moral sage, die man immer wieder hervorzerrt und mit falschen Worten verdächtigt. Nietzsches höchste Bedeutung liegt in anderen Werken; und in uns, die wir nach

ihm kamen, wirkt vielleicht noch anderes als diese Moral.

Und es ist anzunehmen — als ein Gebot der Entwickelung —, dass wir auch zu anderen Zielen kommen, als Nietzsche uns aufstellte. Er ist vielleicht nicht das, was wir ersehnen; das kann vielleicht ein Mensch nie ganz erfüllen. Aber er besass alle Entwicklungsmöglichkeiten, von deren Erblühen zu einer reifen, endlichen Frucht wir das Heil einer Kultur und Entwicklung erwarten. Ein Gebot der Reinlichkeit ist es, sich von diesen Haufen zu trennen.

Und es ist im letzten Grunde auch gleich, ob ich Nietzsche etwas Bleibendes, überhaupt etwas zu verdanken meine. Es bleibt bestehen, dass er unter uns, für uns sein Leben lebte, seine Leiden litt, in höchster, heiligster Preisgebung seines Glückes. Einem solchen Menschen, der sein Leben so hoch fasst, zolle ich Achtung und Ehrerbietung, und ein Volk, das diese Gefühle nicht mehr zusammenbringt, ist wert, dass es an den Pranger gestellt werde. Das sind die Zeichen, dass seine Zeit — seine geistige Zeit, seine Kulturzeit — gekommen ist.

An seinem Leichnam haben sie noch mit eklen Händen herumgetastet, wie Vampyre!

Ich weiss, man übergeht gern dieses Kapitel, weil man fühlt, dass man sein Bestes darangegeben hat.

Aber so gewiss eine Thräne beim Tode eines geliebten Menschen mehr ist als ein kaltes, berechnendes Wort, so gewiss weiss ich, dass ich recht habe.

Im Namen einer kleinen Gemeinde guter und grosser Menschen, die ich nicht kenne, die unsichtbar ist wie alles wahre Heil, die aber — das weiss ich — an seinem Grabe stand, dessen Name ihr heilig und unverletzlich ist, und stehen wird wie ein lebendiger Wall, zur Verteidigung bereit, im Namen dieser Gemeinde lege ich Verwahrung gegen diese beispiellose Rohheit ein, deren Niedrigkeit wir noch verstehen müssen; deren Armut wir noch bemitleiden müssen.

* * *

III.

„Ich möchte Ihre Blicke noch einmal auf „den Mann lenken, den nun schon geraume „Zeit in abgelegener Stille die Erde bedeckt. „Das Gefühl, das uns bei dem Gedanken an „Nietzsches Tod immer wieder befällt, ist das „eines grenzenlosen Verwaistseins. So lange „dieser Mann noch unter uns weilte, konnten „wir uns noch Täuschungen hingeben. Wenn „er auch verstummt war, für Augenblicke „wenigstens konnten wir glauben, er redete „nicht, weil er nicht wollte; es hänge an ihm, „die Lippen zu öffnen. So lange Nietzsche „noch lebte, hatten wir noch das Gefühl einer „seltsam heiligen Nähe, der Nähe von etwas „Unvergleichbarem, dessen blosses Dasein uns „über uns selber hinaushob."

*

Nietzsche ist tot.

An seinem Grabe sprach Horneffer schmerzliche, kraftvoll-schmerzliche Worte. Es war die Rede am Grabe eines grossen Toten. Noch nie ist in Deutschland so etwas gehört worden. Es ist ein Bekenntnis aus einem tiefverwundeten Herzen, das von der Trauer schier erdrückt wird — und nun doch über allen Schmerz sich aufrichtet. Und da wird es ganz still um ihn; bei ihm ist nur Er; sein Geist, sein Wille. Und mitten in diese feierliche Stille, die uns fast erdrückte, diese Stille — wo ein Herz, das so heiss glühte, nicht mehr schlägt, wo die Lippen, die so glühend sangen, nicht mehr reden, wo die Hand, die die goldne Harfe selig schlug, dass das Meer unserer Träume aufwallte, nun immer ruht — in diese Stille tönen plötzlich die Worte eines Menschen.

Er fühlt die Last der Verantwortung; er fühlt die Last eines Schicksals über sich; aber er sieht dem Schicksal ins Gesicht; er will, er muss hinweg über dieses Weh. So will es die in ihm wohnende Macht. Und da fühlt er auch die Schwere dieses Glückes, hier, am Sarge dieses Toten, zu stehen. Traurig und doch

stolz drängen sich die Worte über seine Lippen. Der da redet, hat den tiefsten Schmerz mit sich allein durchgerungen, und nun klingt eine gebändigte Trauer, ein unüberwindlicher Stolz aus seinen Worten.

Er ist der einzige, dessen Herz gross genug war, die Fülle der Gefühle zu empfinden, in sich aufzunehmen, und — gereinigt — wieder ausströmen zu lassen; er ist der einzige, der dieses Schicksal vielleicht ganz ahnt und Zeugnis davon ablegt; ihm ist Nietzsche mehr als Philosoph, mehr als Künstler. Ein grossmenschliches Gefühl ist die Quelle seiner Worte.

Manche grossen Männer sind jetzt gestorben; aber keinem wurden solche Worte wie Nietzsche. Wenn einer die Ehre Deutschlands, das dem Tod seiner grossen Männer gleichgiltig zusieht, rettete, so ist es der, der am Sarge Nietzsches diese starken Worte fand.

Eine Stimme klingt in dieser Grabrede über all die Trauer hinüber: amor fati. Und diese Stimme wächst und schwillt, braust über alles hinweg und tönt voll, voller als ein Gesang:

„Schild der Notwendigkeit!
Höchstes Gestirn des Seins!
— das kein Wunsch erreicht,
das kein Nein befleckt,
ewiges Ja des Seins
ewig bin ich dein Ja:
denn ich liebe dich, o Ewigkeit."

Das ist der Sinn der Rede, gehalten am Sarge Nietzsches.

*

Die Generation, die mit Nietzsche lebte, hat ihn kaum gekannt. Für sie — unsere Väter — war er, innerster Ueberzeugung nach, ewig der Stein des Anstosses. Darum, da man ihn nicht begreifen konnte, ging man um ihn herum; man ignorierte ihn.

Die „Fachgenossen" nahmen ihn nun in Beschlag; Universitätsprofessoren behandelten seine Philosophie. Man drängte ihn so allmählich aus dem Leben heraus und sperrte ihn in die Oede der Fachwissenschaft. Nun konnte man ihn bewusst ignorieren. Zum Anzeichen dafür, dass das Leben seinen Gang ohne ihn weiter zu gehen schien, erschienen

jetzt eine ganze Anzahl „populärer“ Schriften über ihn, in denen er abgethan und eingesargt wurde.

Das haben unsere Väter an ihm gesündigt. Und jedesmal, wo man so handelt, ist das ein Zeichen dafür, dass eine Generation zu Ende geht. Sie will einen Abschluss, eine Bilanz haben.

Aber Nietzsche ist eine Lebensmacht — darum kann er nie totgesagt werden. Sein Wirken kann dem Anschein nach stiller werden, vor dem Tagestreiben zeitweilig verschwinden. Aber mit jeder neuen Generation wird er wieder emporsteigen; ja mit jedem Menschen, dessen Herz gross genug ist, dessen Geist umfassend genug ist, wird Nietzsche seine Auferstehung feiern. Darum wird er nie sterben. Dies sind nicht leere Worte, ist kein hohles Symbol.

Da tritt endlich einer auf, der ganz anders redet, als man es sonst hört.

— Nach Nietzsches Tode. —

Noch liegt darüber der Schatten des Todes; man merkt es diesen Worten an: es ist die Rede eines, der sich plötzlich vereinsamt fühlt. Das übermenschliche Gefühl, das ihn so stolz reden liess am Grabe des Helden, das ihn hinwegtrug in seiner überirdischen Kraft über

alle Erdentrauer — das ist verraucht. Nun erst sieht er — alle Tage, alle Stunden — den Verlust. Und allmählich erst findet er sich zurecht. „Erst jetzt kommt uns zu vollem Bewusstsein, was dieser Mann, schon als er seine grosse Rede abbrach, und vollends, als er diese Erde verliess, mit sich hinwegnahm."

Und so deutet er nun, — ohne sich binden zu wollen, ohne unser Gefühl und unser Denken knebeln zu wollen, — all das noch einmal an, weswegen uns Nietzsche die höchste Offenbarung menschlichen Willens in unserer heutigen Zeit scheint.

Er gab der Menschheit, die schon verzweifeln musste, den Glauben an ein: Weiter! „Durch einen unerhört kühnen Griff hebt er den Zweifel mit einem Mal aus den Angeln und giebt so der Philosophie neues Leben. Dieser kühne Griff ist das erstaunliche, von ihm zum ersten Mal berührte Problem vom Werte der Wahrheit. Nietzsche fragt: warum durchaus Wahrheit? Warum nicht auch Täuschung und Schein?"

Nietzsche, der Rechtfertiger der Philosophie; Nietzsche der Künstler, der Kritiker, der Psycho-

loge, der Sprachschöpfer! Bis zu der Erkenntnis: „Nietzsche ebnet dem Dichter der Zukunft den Weg."

„Die Hoffnung wollen wir im Herzen tragen, dass Nietzsche als der Vorausschauer und Vorausverkündiger einer klassischen Kunst der Zukunft diese selber möge nach sich ziehen." Bis zu der Krone seines Schaffens: Nietzsche der Prophet, der heilige Mensch, der sein Leben bis in alle seine Tiefen lebte, der in sich und anderen etwas verkörpert sehen wollte, das ihm ein Ziel, ein Streben war. „Ein Heiliger und Prophet mit einem Zauberstabe, tritt er unter uns und weist uns sein Ziel, seine glückseligen Inseln. Kein Wort lässt er unversucht. Wir hören die Wetter seines Zorns und den Wohllaut seiner Liebe." Dieser mächtig strömende Wille, dieser Wille zur Zukunft, der die Menschheit hinter sich dreinziehen will, bildet den Angelpunkt in der Seele Nietzsches, um den sich alle seine Begabungen geordnet gruppieren. Ja: „Dazu sammelt er seine ganzen Kräfte. Sein Alles giebt er hin, giebt er uns, dass er uns mit sich fortreisse, dass seine Liebe unsere Liebe werde, sein Wille unser Wille."

„Er hätte gern noch über dem ersten Wirken seiner Lehre gewacht; er wusste, dass sie gefährlich war."

Diese Furcht ist nicht nötig.

*

Diese beiden Reden — die Worte am Grabe und die Worte nach Nietzsches Tode — sind ein Denkmal. Es ist ein eigener, selbständiger Wille, der hier ringt, der immer wieder sich einbohren, sich festsaugen will. Er sieht etwas über sich, das aufzunehmen, immer von neuem umzubilden sein Ziel ist.

Horneffer ist der erste, der den ganzen Nietzsche, den ganzen Menschen nimmt. Er kann den Rahmen garnicht weit genug spannen. Und all sein Empfinden, all sein Ringen lässt er uns mitempfinden; nicht Worte genug weiss er zu finden; immer neue Seiten spürt er auf; gebändigt klingen seine durch eine tiefe Leidenschaftlichkeit der Empfindung geadelten Worte.

Diese kleine Schrift wiegt eine ganze Nietzsche-Litteratur darum auf, weil es fruchtbar werden will und das Eigne weiter gebend, jeden in die Zukunft weist. Kein Wort ist darin,

das nicht tief empfunden, das nicht mit der ganzen Menschlichkeit gegeben ist. Dieser Jünger ist würdig seines Meisters.

Bei Nietzsche liegen die Wurzeln unserer Entwicklung; niemals kommen wir zu ihm, ohne beglückter von ihm zu gehen; er holt alles, was gut, gross, edel ist, aus uns heraus. So oft wir Einkehr bei ihm halten, werden wir heiliger und ernster. Lange wird es dauern, bis dieses Werk vollendet ist. Immer neue Aufgaben, immer neue Rätsel wird es uns geben. Denn es ist das Werk, an dem wir alle arbeiten, jeder an seinem Teile: die Entwicklung einer Kultur, deren verschleiertes Bild wir oftmals vor uns sehen, von der wir träumen. Eine Kultur, die um so reicher wird, je mehr Persönlichkeiten wir in die Wagschale des Lebens werfen können. Und das ist ja ein Ziel unseres Lebens.

Darum redet Horneffer nicht für sich; auch nicht nur — wie er selbst sagt — als Vertreter einer jüngeren Anhängerschaft; seine Worte breiten einen Glanz aus in eine weite Zukunft, deren Wege noch im Schatten liegen; er bahnt den Pfad; er hebt eine ganze Welt damit zum Licht.

Er spricht im Namen einer Generation, die eine andere ablöst, die zur Herrschaft drängt, und die zur Herrschaft gelangen wird, weil sie die jüngere, die reichere, die freudigere ist.

Mag diese Generation zu Zielen kommen, die weitab von dem liegen, was sie jetzt träumt, — eins wird sie nie vergessen, denn es ist ihr Glück, ihr Bestes, ihr Stab:

„Nietzsche ist die mächtig tönende Morgenglocke eines neu anbrechenden Tages, der die Menschen stärker, heiterer, schöner finden soll, als sie heute zu sein pflegen."

„Nietzsche ist die einzige Brücke, die über das trübe und unruhige Gewässer der Gegenwart in die Zukunft führt, mag diese Zukunft selbst eine Gestalt annehmen, welche sie will."

Diese neue Generation, die ich schon jetzt grüsse, wird ihre grossen Toten ehren. Zu ihren Zeiten wird das grosse Nietzsche-Werk erstehen.

Aeusserlich: eine Darstellung seines echten Lebens, seines heiligen, umfassenden Wollens. Innerlich: in uns — umgewandelt, erneut, in ungeahnter Vieldeutigkeit strahlend, zu einem neuen, grossen, wahrhaftigen Leben.

ΤΕΛΟΣ.

*

ich weiss nun wie es war
aus einem dunklen Walde kam ich
eine Hirschkuh hat mich gesäugt

dumpf ging ich einem Licht
entgegen
und Sterne
standen über mir —

ich sah eine Stadt mit fernen Häusern
— Mondlicht und Ruhe —
ich ging vorbei
ich wusste
es war eine Totenstadt.

Die hatte einen hohen Turm
der hiess
Vergangenheit.

* * *

*

Stille trat ein
die Musiker erhoben sich
und packten die Instrumente ein
langsam, wie im Traume
gehen alle
nach der Garderobe

verschleierte Augen erwachen
suchen unbestimmt — widerstrebend
als wollten sie lieber bleiben,
nach dem Ausgang

schon legen die Schliesser die grauen Tücher
über die Polster —
das war der letzte Ton —
auf allen Gesichtern
steht geschrieben:

Wir wollen nach Hause gehen
Abendbrot essen
und die Nacht durch in unserem Bette weinen.

* * *

*

fern und weit träumt alles schwer um mich
nur am Horizont
ein feiner Strich
weist mir
dass ich wandern muss

meine Gedanken schlummern
tragen mich nicht
feiner heisser Sand
sinkt in mein blutiges Leben hinein
wie verwehte heilige Körner nehme ich sie auf
eine Hand winkt — träumend

Abendwüstenschein
eine schwere stumme Stille steht
unbewegt
Trost aus stillsten Tiefen
der meine Seele lastend trägt.

*

über dem schwarzen Turm
steigt still der Mond
seit Ewigkeiten steht er schon
rätselhaft
liegt das Licht in mich hinein
ich vergehe in seinem Schein
Traum
vergangenen
morgens.

* * *

*

am Gartenhause
unter mir
ein Balkon
zwei Kinder tuscheln
ihre Worte klingen wie hinter einem Vorhang
als ob sie sprächen
aus lauter Lust am Klange

mit emsigen Blicken
achtet jede sorgsam auf die andere
sonst auf nichts
die Sonne liegt warm auf dem Balkon
zwei kleine Rohrtische stehen vor den Kindern
es ist eine Stille
als ob ein alter Mann
im Lehnstuhl
schliefe.

* * *

*

Die Musik im Takt im Takt
sie trägt die roten Schuhe
meiner Seelen Seligkeiten
um den schlanken Hals
geschlungen
kühn das blasse Tuch aus Japan
das den Eingeweihten leuchtet
aus dem blonden Knotenhaar
nickt
der lose Strauss der Veilchen
und sie ringt
sie sinkt
hingerissen in die Kreise
trägt
getragen von der Lust
seht
sie schwebt !
sie schwebt !
sie schwebt !

* * *

*

fliehe fliehe
wilde Gespielin
flieh vor mir
ich spiele zarteste Melodieen
ich finde dich doch
raffe all deine Schätze zusammen
dein Haar sehe ich doch
du Blonde
mit den klaren
weisen
Augen

*

die hohen schlanken Vasen
springbrunnerzeugt
in Schlummer erstarrt

die heissen Tropfen fallen
in Becken und Seide
kühler als alles was aufbewahrt

ein stilles Buch
einsam auf dem Pult
haucht Geister
träumt
über die eigenen Rätsel.

* * *

*

Lalla
tanzt ohne Kopf
wiegt sich im Tanze
schlenkert mit den Armen vor sich her
Lalla
gurgelt aus tiefer Brust
la—la—la

Lalla
wo kam dein Kopf her?
Lalla
dein Haar fliegt rings umher
Lalla
du hast einen breiten Mund
deine Augen sind katzengelb
dein Vater
war wohl ein räudiger Hund?

Lalla
wäschst du nicht bald dein Gewand?
Lalla reibt mich mit ihrer Hand
zeigt mir ein schmutziges Paddenbein

Lalla liebt mich
ich muss ihr zu Willen sein
lockt mich in ihre Kammer hinein
lallala—la—la.

* * *

*

ein Kindelein ein Kindelein
wie eine Prinzessin
zart und fein
wollte gerne meine Herrin sein

spielt mit dem Feuer
merkt es nicht
dass es ihr an Kraft gebricht
staunt mit Thränen im Blick
blieb nichts in ihren Händen zurück

*

dein edles Herze ist von Stein
da floss mein heisses Blut hinein
deine Wunden sind hart
deine Lippen erstarrt

singend
trägst du dein totes Kind
deine klugen Augen wurden blind.

* * *

*

in der Frühe
gleisst es rings
sieh
wie die neue Sonne lacht
Frühwintersonne
umhüllt das Land
Frühmorgensonne
taucht ihren Schein
golden in dunkles Leben hinein
Frühmorgenkälte
packt dich an
reisst dich wild zu sich heran
ich stürme durch die hellen Wälder
überall Sonne!
überall Sonne!

*

dunkle Tannen stehen — umgeben den Teich
im Abend leuchtet
ihr dunkelstes Schwarz
über ihnen
ein heller Streif —

die kahlen Zweige hängen ins Wasser hinein
auf dem Wasser liegt letzter Abendschein
das Wasser wird
eine gleissende Decke
glühend — flüssiges Feuer —
die dunklen Tannen umgeben den Teich

* * *

*

Vom Sofa kann ich nur über Dächer sehen
Wolkenlicht
am Himmel steht
einen Abgrund ahne ich hinter meinem Fenster

— kerzengerade
strebt die Telegraphenstange
mit den weissen Köpfen
in die Luft

dünne, graue Fäden gehen in die ferne Welt —
verschlossen
ist mir alles Innere.

* * *

*

warum ist der Tag so müde
schläft der trübe Regen ein
hüllen
all die stillen Tropfen
traumhaft
meine Wünsche ein?

und der Bann wird nicht gebrochen
über dem
was nicht gesprochen
fliegt der Wind vorbei

was nicht ist
ruht unter Sternen
und ich horche
ob nicht jäh —
ein Schrei —
ausbricht in die toten Fernen.

* * *

*

währenddessen
durch die Tiefen der Sahara —
Wüste schreiten meine grossen
stolzen Lastkamele

Sonne brütet heiss auf ihren Hufen.
und ich lenke
wie ein König meine stummen Scharen —
schreitet
euren fernen Zielen rüstig zu

*

ich wandle im Sande hin
meine sanften Kamele haben die Lasten zur
Erde gelegt
seit lange liegen sie unbewegt
ihr leerer Blick
sinkt
über den Nüstern ein ferner Odem blinkt
sie strecken am Boden die langen Hälse hin
alle Wünsche gleiten wie schwere Wellen hin
über den Wüsten träumt ein beschwerter Sinn

* * *

*

ich gehe durch eine verlassene Strasse
meine Tritte hallen —
der Mond weint —

aus den Fenstern lugen sechs bleiche Gesichter
sechs starre Augenpaare schauen mir nach
sechs weissen Augenpaaren scheine ich
ein fernes Paradies

ich muss noch weit wandern
einem fernen Ziel muss ich zuschreiten —
plötzlich:
lautes Gelächter

*

ich schleiche durch die leeren Strassen
der Mond will auf die Erde fallen
ein Geräusch: —
— wie entsetzlich meine Schritte hallen —
das ist nicht mein scheuer Tritt
plötzlich fühle ich im Bangen
als ginge einer
tappend in den Häusern mit

ich lausche
ich stehe still
hinter jenen glasigen Fenstern
wird er auf mich sehen

*

es war die tiefe Mitternacht
ich schleppte einen müden Gast
den ich in dunkler Ecke fand —

aus jähen Pulsen flog sein Blut
floss im Strom den Leib hinab
immer heller lag der Mond:

fahl war sein jugendlich Gesicht
er klagte nicht
dunkel war ihm die eigne Qual
er lacht
und lächelt
vor sich hin
wo schleppst du mich hin?
bist du der Bruder, der mich trägt?
er deutet in das weisse Licht
er steht entzückt:
Bruder — fühlst du den Schimmer nicht?

er will nicht weiter mit mir gehen
er will nur in die Sanftheit sehen
reisst plötzlich die Augen auf
malt mit zuckender Hand:
— weiss und rot —
immer heller lag der Mond.

* * *

*

ich erhebe mein Haupt
und sehe
unter mir
den glänzenden See —

stiller werden unsere Worte
mit Riesenschritten wandelt
in der Ferne um uns
ein Geräusch

wohl —
nun singt die tiefe Nacht:
träumst du deine alten Wünsche?

wohl — nun singt die tiefe Nacht:
nun in dieser jungen Stunde
auf zum Beten
zu den Vätern
haben wir den Weg gefunden —

sieh —
in dieser Sommernacht
fallen meine schweren Kleider
streif' ich ab, was mich beengte
Stück für Stück
nun fällt die letzte Hülle
sieh —
in dieser Sommernacht
glänzt der stille weisse Mond
selig auf dem trunkenen Leibe.

* * *

*

wie wuchs ich an dem See der Einsamkeit!
sah keinen Mensch
sah nur den Baum
sah nur den Felsen
sah nur das fliessende Wasser

*

ein dunkles Auge
sieht
aus der Tiefe des Wassers
— klar — ruhig
sein Schmerz —
die Zweige hängen ins Wasser
in Rundung geschwungen
umrahmen die Linien meine Gedanken

*

es geht von mir ein Strömen aus
es ist wie ein besiegeltes Schicksal
ich stand in einem grossen Sturm
nie wird die Erde
ohne mich sein

*

es ist ewige Ruhe
ich gab dem Irrenden das Ziel
lächle
meine Qual
ich gab dem Irrenden das Ziel

*

mein Schicksal
ist gross
und unabänderlich
eine Stille ist um mich
es ist gewiss
ich möchte singen:
o Glück

*

ich sass unter den Palmen
müde der Einsamkeit
hängend
beschatteten mich die trägen Zweige
ich traf ein seltsames Wesen an
das sprach mich an:

ich will dir die Schätze bringen
die du noch nicht gehoben
du sollst auf mich warten
bis ich den Weg zu dir finde
ich spielte
mit der Hand im Sand
als sie noch immer bei mir stand

der Wüstenmantel!
den sie trug!
so rote Blüten sah ich nie!

schlief ich
meinen seligen Wüstentraum?
ich nickte
ich schlug oft
die Augen auf

in den Palmenzweigen
schlief
die mittägliche Ruhe

* * *

*

hier
die dunkle Bronzevase
deren Glanz ein Glanz aus alten Zeiten
die in steilen Formen aufschiesst
aus dem Grunde
wo sie in den Ewigkeiten schwimmt
und sich öffnet in vier durstigen Lippen

will ich dir zum Schmuck bereiten

nimm
die weissen Chrysanthemen
die ich dir am Tage brachte
deren Stengel schmal und schlank sind
schmal und schlank wie deine Blicke
schmal und schlank — von edlem Stamme
die bei jedem Hauch erschauernd zittern

wenn
die Nächte kommen
jene dunklen stummen Nächte
sollst du dich vor mir enthüllen
und ich reiche dir den schweren Schlangenleuchter

dann —
leuchte deiner Schönheit vor mir
hocherhoben
mit der wehen Flamme

du erschauerst in der Lust
wütend
wehrst du deinem Schauern

die Viper
zuckt
in deinen Händen.

* * *

*

als ich neulich in später Nacht
vor deinem dunkelen Fenster stand
wähnte ich
die Vorhänge thäten sacht
sich wohl bewegen

zwar
der Balkon lag wie sonst im Garten
aber es schien mir längst ausgemacht
in dieser
so nie erlebten Nacht
müssest du mich sicher erwarten

es schien mir alles so seltsam still
wie aus der Nacht geboren
wie in die Nacht verloren
trug dein Zimmer der Schätze unendlich viel
und zog mich ungestüm hinauf —

taumelnd
wäre ich hinaufgeschritten
aber wohl in der Mitten
hemmte ich noch meinen wilden Lauf.

* * *

*

sie sassen auf hohem Altane
und assen beide ihr Kotelette
und tranken beide goldenen Wein
und lachten sich so selig an
aus der Tiefe
klang Geräusch
in der Tiefe
schlängelt sich
zwischen den dunklen Bergen
der Fluss — ein breiter weisser Strich —
und sie
in ihrem jungen Kleid
das sie als Mädchen trug
sie lachten sich so selig an
der Kellner naht im Polkatritt.

* * *

*

meine Bäume sind alle dunkel und schwer
sie stehen zu hauf
und träumen

verwunschene Seltsamkeiten träumen
meine dunklen Bäume
sie stehen an abgeschiedenen Wiesen

auf abgeschiedenen Wiesen
liegt versonnener Mittagsschein
singt versonnener Mittagsschein
seine stillsten Lieder.

* * *

*

in schwerster Nacht
nahen die tiefen Gedanken
die hin und her vor den Augen
wie Blüten schwanken

sie kommen aus weiter Ferne
ihre Scharen drohen immer dichter
glühende, einsame Lichter —
treten sie heran

flatternd durch dunkle Wogen
stürzen sie plötzlich herein
wollen werden, wollen wachsen
wollen gedacht sein

und drinnen ruht ganz wach ganz Geist
das arme Menschenkind
zittert
wie zusammengeschweisst
Schicksal und Wollen sind.

* * *

*

oft machte ich die Thür auf
und horchte
in die dunkle Stille hinaus
wer kommt?

beklommen
sah ich die Treppen hinunter
ich weiss es nicht
ich schloss die Thür
schlich müde in meine Kammer
er wird kommen —
in später Nacht
wird er die Treppe zu mir hinaufsteigen

*

etwas dumpfes kommt mit langsamen
Schritten zu mir
die Uhr tickt schneller
es ist in langer tiefer Nacht

etwas schleppt sich zu mir — schlürfend
etwas drohendes
bald kommt es zu mir herein
bald naht die Zeit
es tönt um mich in gelleren Tönen
vor meinen Augen springen die Farben
eine Uhr schlägt acht
eine drei
die dritte — die schrecklichste
ist ganz still
was mir durch das Gehirn fliegt — lebt
schreit
in überfliessender Nahexistenz
ich suche
mein Herz
in seiner Qual zu streicheln

*

da gehen die dunklen Gestalten
vor den Thüren herum
sie warten bis alles still ist
horchen
was atmet — was schläft

es spannen sich alle Gebärden
stiller wird es
als still

doch sie
sie wollen nicht stören
drum gehen sie weiter herum
horchen
vor anderen Thüren
horchen
was atmet — was schläft

*

wer trat an meine Ruhestatt
wo meine Thür verschlossen ward?

:

bis dein verzweifeltes Schreien
den Erlöser ruft
wird dein Wünschen verlöscht sein
dein Wille am Ende sein

und da ich stumm die Augen schloss
wer sprach das Wort?

:

du bist die wilde Flamme
die über Schneefelder rast
glutfiebernd in deiner Kälte
der Schnee brennt in deinen Wunden

*

wenn ich wählen dürfte
eine Bitte
die mich selig machte
ich sammelte all meine Wünsche
— alle Ruhe verheisst mir eine Erfüllung —
ich vergässe
alles um mich
fasste mich in harter Entschlossenheit
spräche aufrichtig
mit gefasster Stimme —
aber der den ich bitte
weiss
es schimmern darin
tausend verborgene Thränen:

Herr und Gott
nimm von mir
dies Gefühl
der entsetzlichen Nahheit

*

vier kahle Wände gähnen mich an
seit Jahren hörten sie meine Stimme:
im Frühling
will ich mich an einen Baum lehnen
meine Hände strecken
fest in den Boden wachsen
der warme Regen wird meine Freude sein
Früchte bringen
zu meiner Zeit
den Sturm um mich gehen lassen —

ich würde
mit den Tieren des Waldes sprechen
ich würde
wie das fliessende Wasser

*

ich stehe in dem Sonnenbrand
nach dem Dunklen weggewandt
mein Herz ist erstarrt
ich taste in mein Gehirn hinein
die langen und die schmalen Finger
umschliessen mich
es wird bald eine grosse Kälte sein

*

auf dem Baumstumpf
will ich sitzen
am Rande des Sees
meine Hütte auf hohem Berge
ich sehe
die grünen Bäume
ich spiele
mit dem Wasser
ich spüre
wie aller Dinge Anfang kommt

*

ich liege an den grossen Seen
ich schlafe
unter den schweren Bäumen
deren Wurzeln mir lieber sind als meine Gedanken

mir ist
als käme
der Himmel näher
die Wellen klingen
ich höre das Rauschen

alles um mich
wogt und steigt

da
stosse ich in das Urwelthorn

und erschüttere
meine Seele.

*   *   *

*

Wo der verfallene Steg ins Wasser geht
ein Mann lange steht
wirft lange Blicke auf einen leichten Kahn
— Immer am Anfang deiner Bahn —.

* * *

*

ausgestreckt auf meiner Bahre
stumpf wie ein Getöteter
wie eine grosse blutende Wunde

*

damals
als ich noch hinter geschlossenen Fenstern sass
als ich noch in den Büchern
die mir die Zeit reichte
mit blutenden Augen
las

*

es steht ein Stern zu unserem Haupt
der bleibt in unsern Nächten wach
ihm
ziehen wir freudig nach
weit weg —

*

süsser ist nichts als hohen und stolzen Frauen
köstlicher nichts als mit Augen
frommen Begehrens nachzuschauen
ein reiner Tröster will ich sein

aufnehmend mich wie einen Erwarteten
in der langen tiefen Sucht aller Stunden Leid
vergessend

*

ein Eisenbahnwagen auf den Schienen
ein Mann ladet dort Kohlen ab
er ist stumm
gegen den Himmel hebt sich seine schwarze
Gestalt
es ist um den sinkenden Abend —
eine ewige Ruhe

*

langsam senkt sich ein Vorhang
in glühender Pracht
in so verlassenen Farben —

in weiter Ferne
Engel dazu sangen
von einem ungestillten Verlangen

*

eine Kinderhand
übt irgendwo
seit Stunden wohl
deine vergessenen Töne

*

Zeit ist es
im Sturme zu stehen
Zeit ist es
aufrecht zu einander zu gehen.

* * *

*

in dem Garten
hängen Blüten an den schwanken Zweigen
zeigen sich verirrten Seelen
neigen
sich dem stillen Wege
träumen schauernd
.
und wir gehen diesen Weg
.
wo die rätselvollen Blüten
dunkel
von dem Mund der Lust
willenlos ihr Schweigen brechen —
hör ich lächelnd
was du weisst
du wendest nicht die Augen
und du tauchst in mich hinein

:

alles was du gabst
ist Schmerz
alles was du gabst
ist Freude

.

und wir schauern wie die schwanken Zweige.

* * *

*

um meine Seele ringt ein Weib
um meine Glieder
schlingt sich ihr Leib
o Not

mag mein Sach auch feste stehen
am Ende
wird alles in Stücke gehen
schlimmeres dräut als der Tod

denn ich weiss nun
der letzte Schritt
reisst die Welt in Trümmer mit
den muss ich nun
alleine thun

davor behütet mich kein Herregott.

* * *

*

ich muss meinen Gluten wehren
sie verzehren
mich
oder versehren
deinen Leib
Gott erhalte ihn in alle Ewigkeit

*

meine Jugend war arm
es pochte an meine Thür
sprachst du mir von Schönheit?
dunkel
ward es um mich
plötzlich lag ich
an weichen Lippen

*

die toten Tage fliehen
dein wildes Leben blüht

ich nehme deine Hände
über deine Lippen fliegt
ein irres Lächeln

lass deine weiten Blicke gehen
durch alle Räume
die uns fremd
lass deine dunklen Augen träumen

es schliesst sich der Ring
er erstrahlt
er singt in heiligen Flammen

über deine Lippen
verfliegt
ein Lächeln

*

ich trinke
aus deinen kühlen Händen
die Lust
es löst sich
in ewigem Strome
was du geweckt
.
— Vergessenheit —

traumumfangen
will ich warten
bis ich den Sang singe
von Seelenbegattung
den Sang
des
Selbst-
Erwachens.

* * *

*

aus verlorenen Tiefen
höre ich Kinderstimmen
wie klagend
sich selbst überlassen
verliess ich den Weg, den ich mir gewiesen?
noch vieles Samens Frucht
pflücke ich
aus dem Geist des Einzelnen

*

und so kehre ich denn zurück
woher ich gekommen
aus den Tiefen
kam ich
wo niemand mein Nachbar
aus den Urgründen geballt im Chaos
wälzend mich in den Dunkelheiten
lallend
die selbstgewählten dunklen
unfassbaren Akkorde

ich forschte nach den Geheimnissen
meiner Seelenheit
nur zuweilen stieg
greifbar
eine Gestalt aus dem Schlamm
eine leichte strahlende Neulingsblüte
schaukelnd gewiegt in zartesten Träumen

*

ineins dem Verschwimmenden
im Kampf mit dem Gestaltlosen geschmiegt
eingebohrt
in die Finsternisse —

in den Urschlamm kehre ich zurück
zu den Scharen meiner schaffenden Völker
in Sehnsucht
geliebt.

* * *

*

zu der Zeit
wo alle Wunden heilen
werde ich wieder bei einem Weibe weilen

wenn wir bei einander sitzen
werden uns unsere Gefühle
ganz besitzen

eine schwere Welle wird um uns fliessen
vor unseren Augen
wird sich ein Ring
schliessen
wir werden die Süssheiten unserer Beziehungen
geniessen.

* * *

*

es war ein Schauspiel nur für ihn —
wie er schon lange träumend stand
schmerzvoll in Einsamkeit gesenkt
um ihre Härte
die ihm wehe that —

und wie sie da vor ihm erschien
wie alles —
alles stille war
und wie er nur hinunter sah
über die Brüstung hingelehnt:
du tratst in meinen leuchtenden Saal
wo jede Farbe deine war
viele Menschen gehen um dich herum
ich staune
wie die Menge zu mir kam —
und du giebst allen deine reiche Hand
und ich
ich fühle trunken nur dein Glück —

und fühle deines Lebens wundersamen Glanz
und meines —
nun kein Schmerz mehr
nur noch selig
wie du giebst

du tratst in meinen leuchtenden Saal
du gehst nun stark und sicher deinen Weg
und drängst aus meinen Träumen mich hinaus
du überstrahlst mich
alles folgt dir — alles
dein Blick ist selig
und ich denke träumend
wie die Mütter unseres Reichs
sich Kinder wünschen um sie dir zu bringen —

und wieder naht ein neuer Zug
mancher hat den Blick
als hätte er sich erst gefunden
er sieht verwundert auf sein Leben
wie alles Ziel war
alles Drang und Glück
und du — du grüsst sie,
wie man nur im Scheiden grüsst
in ihren Augen
liegt ein Abglanz deiner Welt

*

und dann
dann stand sie plötzlich still
und sah nicht mehr um sich herum
sah nur immer vor sich hin
und stand allein
und fühlte einen wehen Schmerz
der von ihr in das Ungemessene ging
unstillbar
wie ihr Leben war
doch stand sie immer aufrecht da
aufrecht in meinem leuchtenden Saal
in ihres dunklen Haares königlichem Schmuck.

* * *

*

ich werde meine Waffen gegen meinen Bruder erheben
mit Schimpf will ich ihn schlagen, der zu mir sagte:
Lieber, willst du nicht mit mir gehen — oder:
Lieber, lass uns Gefährten sein —
ich trete nicht vor ihn,
ich sehe ihm nicht in die Augen —
— so machen es die Thoren —
und sage:
— dich will ich morden —

Nein
wie wenn er ein Nichts wäre
soll er vor mir fallen —
wie ein Tier will ich ihn schlagen
wenn mich die Lust anwandelt
und sein Haupt unter meine Füsse legen
und singen:
wohl dem, der seinen Bruder schlägt wie ich
denn du du du, meine geliebte Kraft —
(seine Stimme bricht).

* * *

*

und wie ich's träumend überdenke!
wie ich das Lied der Einheit sang!

bis ich fand!
dass ausser mir ein Mensch noch lebt!
dass nun mein Weg von neuem geht!

suche!
suche!
suche das Weib!
die mein Haupt nimmt in ihren Schoss!
die meine Lippen löst!
bei der ich liege!
singend unser seliges Los!

* * *

*

nun darf ich heim zu den Kindern meines Stammes
holla a ho!
sie hungern nach Beute
die mich aussandten sind gerächt

.

schwingend das Haupt meiner Opfer
zieh ich heim zu meinem Stamme
wie werden die Freunde jauchzen

.

nun darf ich wieder bei den Frauen
meines Stammes liegen

*

zieh ein, zieh ein mit klingenden Spielen
in deine geheiligte Stadt.

* * *

*

ich erwache aus langer und schwerer Nacht
ich komme mir vor
wie ein Genesener
alles was mich umgiebt ist neu
wünscht zärtlichste Begrüssung
ich fühle seit langem
stille
schlummernde Kräfte
o
wie süss
ist ein junges Lächeln
ich möchte die seufzenden Kreaturen
segnen
Dank singend
in tausendjährigen Hymnen
Dank
aus tausend brechenden Herzen.

* * *

*

o wie wunderbar, wie ruhig
löst sich endlich mein Geist in Klarheit
und ich schwebe
schwebe über dem
was mich ängstigte

o wie rein
befreit von Lasten
richte ich zu dir die Blicke
in die ausgestreckten Hände
legst du meine tiefsten Wünsche
die ich wunschlos nun begrabe:
alle Sehnsucht will genesen
Seufzer sollen nicht mehr sein

ich bete:
möge kein Wesen
mehr von Unglück getroffen sein.

* * *

*

ich muss in einem heiligen Lande sein
Wünsche klingen nicht mehr
abgestreift
was nicht heilig-menschlich an mir war

ich wandle
durch stille Gegenden
auf sanftem Sande
höre ich nicht meinen Schritt
auf Wegen
die mich seltsam dünken
und nicht vertraut

wandre gefasst und ohne Ermatten
dem Ziel meiner Wünsche
ruhig entgegen.

* * *

*

klein Seelchen wiegt sich im Sonnenschein
ich fing es am Weiher ein
nun schwinge ich mein Tanzebein
wir
fliegen zusammen

— ich nenne ein Seelchen mein —
sie soll die Königin sein
klein Seelchen
hin und her
durch die Büsche
über das Schilf
über das Meer —

* * *

*

goldene Fischlein möchte ich fangen
fliesse Wasser
nicht vorbei
ich —
ein junger ungewandter Fischer —
trage euch
zu meines Vaters Haus am Markt
thu euch
in den stillen alten Brunnen
der des Nachts nur
lauter fliesst
der am Mittag leise träumt

und am Mittag
gehe ich still vorüber
und belausche euch
ihr goldenen goldenen Fischlein.

* * *

*

tausend
glitzehelle Tropfen auf den Blättern
aus den Häusern
die sich öffnen
rufen die Stimmen

Wasser in den Gossen eilt und plätschert
eilt und plätschert
auf die nassen braunen Felder —

rosa Wolken
über dem schäferlichen Haus.

* * *

*

nun ist bald wohl schlafende Nacht
Rauschen erwacht
schon höre ich
die dunklen Stimmen
die ewig in der Ferne bleiben
— alles Ufer schweigt

.

und ich gehe am Ufer hin
Wasser schlägt neben mir
ungleichmässig im Takt

durch das Schilf
läuft etwas eilends hin
eilt
eilt
flüstert Geheimnisse zu.

* * *

*

die Weise der Pilger:
von allem Leid
sind wir genesen
von Last befreit
zum Frieden auserlesen

und willst du
deine Huld
verziehen eine Zeit
wir warten in Geduld
denn unser Ziel ist ja nicht weit

auf
lasst uns in den Zeiten
mit Ehren nun bestehen
auf
lasst uns tapfer streiten
bis wir von dannen gehen

es heilen unsere Wunden
die Saat ist gesät
wir
haben den Weg gefunden
der nach der Heimat geht.

* * *

*

das sind die
die ihr Wollen überwinden dürfen
die Schar der heiligen Gereinigten
ich grüsse sie alle da sie mich lieben

wallend
wie eine Schar Demütiger
wie eine Schar von Auserwählten
in schlankem Zuge
langsam
von mir sich entfernend

*

ich sehe ihnen lange nach
es tönt
ihr Gesang

sinnend sprach ich:
es ist Zeit
aufrecht im Sturm zu stehen
es ist Zeit
aufrecht zu einander zu gehen
doch sah ich ihnen lange nach.

* * *

*

die Füsse fest an dich gekrümmt
die Augen glühend aufgerissen
wie bist du vor mir festgebannt!

ich liege
selig zu deinen Füssen
weiss nichts von Klage
du giebst mir alles zurück:
die stillen und die tiefen Tage

*

so liege ich immerdar
glühend in deine wilden Augen
während ich deine irrenden Gefühle
zu meiner tiefsten Qual zerwühle
spricht man:
in diesen Finsternissen
werden wir uns nicht mehr zu finden wissen

während ich mühsam diese Worte fand
war es
als winkte aus der Ferne deine Hand.

*   *   *

*

ich rüste mich in der Frühe
die Zeit kommt
ich werde alles verlassen
auf den Berg der da glänzt will ich steigen
oh Feiertagskleider!
oh Körper-Erwachen!

.

und während ich steige
singe ich in Naturlautstönen:
he o ala!
sephta abim!
die Bäume tanzen
he o ala!
sephta abim!
ich singe zu Cymbeln und Schalmeien
jauchzend taumelt der Chor hinter mir her

.

das Land meines Hasses verschwimmt
in die Gefilde steige ich nieder
wo meine Glieder ruhn
seht
meine Gefährtin naht!

* * *

*

eine alte Mutter sitzt
in starrer Qual
zusammengekrümmt
die magern Hände auf den Knien
die Blicke starr vor sich gesammelt:

Mein Sohn, Mein Sohn
wer dich gebar, lud Schmerz auf dich
lud ungeheuren Schmerz auf dich —

und nickt im Traume wie für sich
singt im Traume wie für sich
ein ungeschicktes Schläferlied

das schnell auf ihren Lippen stirbt.

* * *

*

wie jene hohen Säulen die in die Sonne ragen
trage ich mein steinern Haupt
meine Gedanken sind lange Jahre
ewig
liegen meine Blicke über die alten Reiche
ewig
sinne ich über den Wüsten
mein Haupt lehnt an eine Felsenwand.

* * *

*

ich schmiedete eine Krone
wohl für die Königin
sie fand nicht mehr den Weg
zu mir
doch waren meine Künste
ihr lieb

.

nun ist mein Amboss leer und kalt
meine Arme ruhen lang
im Winkel
lag der Schmuck
wen kröne ich mit meiner Krone?
zertrümmere ich meiner Hände Werk?

.

(die Sonne strahlt heller — die Krone verschwindet in diesem Glanz)
ein Bruder nahm die Krone mit.

* * *

*

vom Himmel
fiel eine blaue Nacht
selig geschmiegt
haben wir lange gewacht
von uns ging eine Stille aus
drin lagen wir seltsam begraben
bis der helle Mondvogel
schrie —
ein Pfiff
leise in Trümmer sank

*

ein Mensch
lehnt aus dem verlassenen Burgfenster
spricht
in die Mondnacht:
bis ich mein Leben erst verstand
bis meinem Blick entschwand
was mich
mich und meine Sehnsucht band
wer war mir Freund?
wer war mir die Geliebte?

bis ich mein Leben erst verstand
bis alles
meinem Blick entschwand
was mich
mich und meine Trauer band

wer weinte da
um mich?

reichte mir niemand seine Hand?

wie das dunkle Thal
unter mir lebt —
wie einsam
das Licht am Walde —

*

mir war's
als hatte ich einst einen Freund
doch muss das lange schon gewesen sein
ich weiss es kaum

nur manchmal
denke ich an die vergangene Zeit
das liegt nun weit
ich weiss es kaum
oder war es ein Weib?

doch ich habe manch Jahr geharrt
das muss jetzt alles anders sein
ich weiss es kaum
halte das alles für einen Traum

*

ich träume
von einem stillen Brunnen
in der Wüste
der seit lange verlassen liegt
an dem ich lange
sass
wie da die Tropfen
rannen
wie sich da meine Gedanken
spannen
über die weite Ruhe
an der ich träumend sass.

* * *

*

in mein Felsenloch geschmiegt

zähle ich die rollenden Stunden
bis mein Gastfreund kommt —

wo säumt mein Freund?

die Stunde rückt
die Sonne schläft

ich krieche tiefer in das Dunkel
meiner Felsenhöhle

vor dem Licht des Tages
mich zu bergen.

* * *

*

ich schleppte mich vor mein Felsenthor
und fand ein grelles buntes Licht
konnte nicht die Sonne sehen
ich blinzle wie ein furchtsames Tier
taste ungeschickt umher
und fliehe
erschreckt
in meine Dunkelheit zurück

* * *

*

in mein Felsenloch geschmiegt

durch meine Hände gleiten Perlen
fallen in den trägen Sand
was ich denke
will nicht leben
ich weise alles weg von mir
und fasse träumend meine Hand

da fühle ich die schwere Last
sehe die Perlen im Staube liegen,
ob meine Augen geschlossen sind
ich weiss es nicht
es ist ein grosses Schweigen

* * *

*

in mein Felsenloch geschmiegt

blättre ich in unsichtbaren Büchern
ich liege in einem grossen Kreis
keine Gestalt tritt da herein
ich weiss
ich bin allein

denke
an all die Wünsche
denke
an das grosse Sterben
und sehe meine Lippen lächeln
und habe meine Palmen wieder lieb.

* * *

*

mein Liebster
singt des Tages
immerzu
und nachts
lässt er mir keine Ruh

o — o
wie der wild ist!

da ist er gar kein grosser Mann
er thut sich da
ganz närrisch an —
mein lieber wilder Knabe!

ach —
was sich der nicht alles denkt!
es ist nicht zu beschreiben
meine Haare
meiner Brüste
junge Glut
machen ihn ganz verrückt —!

da thut er vieles
was sich wohl nicht schickt
doch bin ich ihm nicht böse
das ist doch immer drollig:
er küsst mir meine jungen Knie
und ist dann so vergnügt wie nie
meinen ganzen Körper
küsst er wund
ich liege wie in heisser Glut
auf allen Gliedern zuckt sein Mund —
wir zittern uns entgegen
ich blühe ganz
zu ihm empor
wir tollen um die Wette!

dann kommt die weite dunkle Nacht
ich kuschle mich
ganz drollig ein
es atmet ruhig
Leib an Leib —
er liegt so still
wie ein Kind nach einem tollen Spiel.

* * *

*

durch das Fenster liegt ein glänzendes Licht —
ich kehre heim —
! — du tanztest — ?
ich zünde das Licht
voll Sanftmut und Wärme
sanfte Tritte durch die Stube
folgen sich im Takt
und schweben
wie Tanzschritte
vom Bettrand horche ich selig
hingegossen
zu den zarten Bewegungen

so warst du —
so schwebend —
die blasse Schleife!
das Orangekleid!
ein silbern Stirnband
über das dunkle Haar

.

ich ziehe um mich einen grossen Kreis
lege die Kleider ab
trete herein —
neben mir steht das Licht
es betrachtet meine Nacktheit
es ist entzückt —
schwebend — doch voller Glut
ich lege die Hand
bald hierhin — bald dorthin
ich lasse mich von dem Schein berühren
und fühle
wie das Licht meinen Körper küsst

.

da lacht das Licht
wirft lange Schatten
ich erwache
aus gebannter Starre
meine Hände sind zum Licht gereckt.

* * *

*

wer in sicheren Armen ruht
wie in Gott
von Wolken getragen
dessen Blick ist wohl selig
wie Kinderlachen
beflügelt wandelt er ebene Pfade
mit dem Saum des leichten Gewandes
die Dunkelheiten nur streifend.
aus dem Grauen der Nacht
flieht er vor verworrenen Zielen
folgt gerne dem Licht
das ihn weist
an dem Quell, an den ewig rinnenden Wassern
zu sitzen
und die klaren Blicke sich spiegeln zu lassen
und dem Zug der weissen Wolken zu folgen
und sein Leben zu segnen

wer zum Unfassbaren strebt
geht den steinigen Weg der Flucht

Unrast
sind seines Herzens Wünsche
seiner Nächte schwere Gedanken
weichen nicht von der Stirne —
wie Herrscher stehen vor ihm
seine dunklen Worte —
wenn das Licht sich hebt
Glanz austeilend allem Erschaffenen
geht er gerne
zur Einsamkeit
um an die dunklen Nächte zu denken
um dem Zug seiner Sehnsucht zu folgen
um sein Leben zu segnen

beide lagen ungeschieden im Schoss des Ewigen
ziellos
durcheinandergeworfen, ehe sie wurden —
wahllos giebt das Schicksal
wahllos
das Glück
Aber beider Wollen flicht die Kraft
zusammen
um ihr Leben zu segnen.

* * *

*

dein Leben liegt in meiner Hand
du weisst es
du bleibst still
meine Hand ist kühl
meine Gedanken streifen dich kalt und glatt
wie Stahl
da lächelst du dich
an mich heran
•
an einem kühlen grauen Abend
stehen Weiden
am regnichten Fluss
ein Vögelchen hüpft von Ast zu Ast
Nebel streift über die abendliche Ebene
über das Ufer des Flusses
tönt ein Sang.

* * *

*

du sagst mir nie, dass dich mein Leben freut
du sagst mir nie, wie dich mein Auge über-
glänzte
du sagst mir nie
dass du den Schimmer meiner Hände liebst
du sagst mir nie
von jenem schmerzhaft tiefen Müssen
doch weiss ich
dass du nur an meinem Lächeln lebst.

* * *

*

sie, die ich meine, sie wird mir die Freude geben
— ich weiss es noch nicht —
dass ich bei ihr sitze mit meinen hingebendsten
Wünschen
— ich weiss es noch nicht —
und in der Dunkelheit ihres Auges
mich finde
.
ich streiche ihr sanft über den Arm
— ich weiss es noch nicht —
ich zittre über ihrer Hand
— sie wird noch kühl sein —
mit ihren hingebendsten Wünschen
wird sie bei mir sitzen
aber davon werden auch wir dann nichts wissen.

* * *

*

warum kommst du nicht?
sieh
Stunden, Tage warte ich auf dich
eine Gewalt erschüttert mich
zu Boden geschleudert schreie ich in wütenden
Erstickungen
meine Kehle schluchzt:
warum kommst du nicht?
ich gab dir mein Leben —
ich bin zu dir gerissen
von Fiebern geschüttelt liege ich einsam —
o du
warum kommst du nicht?
wie ein Schleier liegt es vor mir
ich ertrinke
in dem ungestillten Meer
meiner Sehnsucht.

* * *

*

mein Haus, das einsam steht
an einen Felsen angelehnt
da trat noch nie ein Gast herein —
die Stürme liegen um mein Haus

wenn der Wind die Ecken schlägt
liege ich darinnen
und horche auf den Traum
singe
nur mein leises Lied:
du lieber wilder Wind —
willst du nicht stille
stille sein?
und schliesse all die Fenster zu.

* * *

*

wer hat mit mir den Wechsel von Nacht und
Tag gesehen?
wer stieg mit mir zu den Bergen hinauf, als
der Schlaf mich floh?
wer sah alles in Schlummer versinken, während
ich allein wachte?
seltsam war alles um mich geworden; die Gegend
kannte ich nicht mehr; ich ging in immer tiefere
Dunkelheit hinein.
lange war es, dass ich so wanderte; ich erreichte die Lichtung; die Stadt breitete sich aus; ich sank müde zusammen; unter mir nur einzelne Lichter; sie verlöschen nach und nach.

*

alles atmet mit mir; es giebt kein einzelnes Klingen mehr; ein unendlicher Rhythmus kreist; ein Vogel fällt aus dem Nest; es raschelt in den Zweigen; auch auf dem Boden scheint es
rings lebendig, irgendwo —

aber alles verschlingt, übertönt die gewaltige Melodie; sie hebt mich empor, sie trägt mich,

als ahnte ich die Bahnen der Erden

ich war noch nie so allein; so ruhig lag ich noch nie und sah in das dunkle Auge; Auge in Auge einem dunklen Geheimnis gegenüber, in das ich immer mehr, immer mehr, immer

tiefer zu versinken trachte.

*

Es ist eine lange, lange, unendlich lange Nacht.

*

Nun hebt es sich langsam wie ein grauer Schleier; als ob die Dunkelheit von ferne aus der Welt gezogen wird; etwas Totes bleibt; es kann nicht atmen; es schimmert nicht. Es ist eine erstarrte, frühe Grauheit, ohne Glanz, ohne Bewegung; die Menschen schlafen; es ist eine tote Stadt; niemand hört die kleinen Vögel

zwitschern.

langsam, mählich erscheint das Helle; es kriecht hervor aus entlegenen Winkeln, wie schlaftrunken; bald hier, bald dort, nicht plötzlich berührt mich das neue Leben; als ob sich ein Klang erhebt, dessen Töne sich noch nicht einen; ein erster

Wagen rollt über die Brücke.

Bis sich die Geräusche des Tages heben, die Sonne das Rätselhafte vertrauter macht, hineinleuchtend, damit uns nichts mehr verborgen bleibe.

*

wer hat mit mir den Wechsel von Nacht und Tag gesehen?
wer hat mit mir die Welt aus einem Chaos hervorrollen, entsteigen sehen?
wer hat in einer Nacht Jahrtausende in sich pochen gefühlt?
wer ruhte in einer Sekunde Ewigkeiten aus?
wer hat dem Liede des Wechsels und Werdens gelauscht? In heiligster Ueberraschung?
und wer hat dem ein Leben geweiht, was sich plötzlich entrang, da war ohne Grund, ohne Erklärung, ruhend; so dass er die Menschen vergass, als wären sie nie gewesen?
Hat Macht genossen, Macht getrunken, Ewigkeiten ausströmend!
Ich, der ich mich selbst formte, vergehe über dem, was grösser ist als ich; ich staune über das, dem ich Leben gab; in wachsender Gewalt hingegeben den Gestalten, die sich wirrend aus meinen schaffenden Händen befreiten.

*   *   *

*

es ist derselbe Sturm der mich gebar
es sind die Saiten die zuerst mir tönten
es sind Gestalten die zuerst mich grüssten
es ist das Werk an dem auch ich einst baute
und da wird alles Kenntnis, Dank und Güte.

*

mir war's
als hörte ich ein liebes Wort
doch trug das mancher Wind schon fort
ich lächle
über meinen Schlaf
höre die Winde brausen
ich möchte eine
eine Flamme sein

*

nun wird mein Weg sehr einsam gehen —
wenn die grosse Ruhe kommt!
wenn die Stürme!
schlafen!
es wird mein Wunsch beschlossen sein

*

so kalt war es noch nie wie jetzt
ich sehe eine Hand gereckt
und magere weisse Hände um mich her
eine hagere Gestalt tritt herein —
schon lange
lange sass ich so
und all das fällt nun plötzlich über mich

*

ich liege
in einer bebenden Not
ich höre
meine Ruhe
ich höre
wie der Wind tost
ich recke mich
aus den müden Kissen
sehe lange lange
in den Mond

*

wo ich war
kann ich niemand sagen
ich verliere die Lust zu fragen

sie gehen nun
von mir
nun ist es Zeit mich zu verwandeln
ich werde gehen
nie wiederkommen
niemand wird es fühlen
man wird nur einen schrillen Pfiff hören

*

ich bin bei den ewigen Sonnen
ich bin bei dem ewigen Meer
das alles ist lange
schon her

*

nun will ich nichts mehr sehen
ich werde dir die Perlen reichen
die ich für dich
an meinem Wege fand
ich will nun feiern
ich will dir alles geben
woran du deine Blicke weidest
dass du
nicht leidest

*

es liegt ein Traum
um mich
der mir mit kühlen Händen
meine Lippen
schliesst.

* * *

*

der Sturm ringt um mein Haus —
und ich
seit Jahren nun allein —
da legt sich mein Haupt in die Hände
.
der Sturm wühlt um mein Haus! —
ich zog aus
um Liebe zu werben
der Sturm tobt um mein Haus —!!
! Jeder Dirne Liebster?!
Die Donnergewölbe krachen!
meine wildeste Sehnsucht!
ich!
liebe!
dich!
doch!
mein Herz blutet — doch es klingt
über den Sturm hinüber.

* * *

*

I.

Die **Mutter** sieht mit geschlossenen Augen über ihren Schoss hinweg; sie fühlt sich als die ewige Ruhe; es ist als besässe sie keine Blicke.

Der **Sohn** liegt langausgestreckt auf dem Lager, den Kopf rücklings zu Boden gesenkt; auf seinem Gesicht liegt tiefe Erregung; seine Augenhöhlen tragen die Spur schmerzhafter Gedanken.

Der **Vater** sitzt still vor sich; den Kopf in die Hände; die Arme auf den Knien; spärliches samtweiches Kinderhaar; langer Bart; die warmen Augen sind sanft geschlossen.

Der **Sohn** macht eine weite Bewegung wie gezwungen; eine grosse Stille.

Es erscheinen **die beiden Schwestern.**

Der Sohn unterdrückt ein tiefes Schluchzen. Das Schluchzen ist bitter und dumpf. Es ist eine tiefe Angst vor unergründlichem Schmerz darin. Er dämmt es mit Gewalt zurück.

Wie eine Anklage, wie der Spruch eines Richters, doch voll tiefen Mitleids; als spräche er zum ersten Male sein Innerstes aus;

(zu den Schwestern):

Ihr habt euer Leben zu sehr in eure Hand genommen.

Wie ihn der Schmerz packt, sich zur Ruhe zwingend:

Ihr habt nichts dem Unaussprechlichen, dem Werdenden gelassen; ihr habt nichts dem Schicksal gelassen.

Ihr habt dem Gott nichts gelassen.

Wie in stiller Erkenntnis, ganz leise, als wären die Worte, die er spricht, zu heilig:

Ihr glaubtet — — (er verstummt; es ist als ob er im Innern, weit entfernt, weiter spräche.)

Es ist eine tiefe Ruhe.

Plötzlich hört man das schrille, höhnische Lachen der Schwestern.

Er verstummt ganz.

Die Mutter in tief aufatmender Erkenntnis, als gäbe sie blutenden Herzens diesen Worten ihren letzten Segen:

Sie haben Gott nichts gelassen.

Der Vater erhebt sich in fürchterlichem Schmerz; auf Lippen und Stirn liegen ihm diese Worte; er trägt schwer an ihnen; seine Augen brennen gequält nach oben.

Er wankt mit schweren Tritten aus dem Zimmer.

Es ist eine ewige Stille.

* * *

*

II.

Die Mutter sieht mit geschlossenen Augen über ihren Schoss hinweg; sie fühlt sich als die ewige Ruhe; es ist, als besässe sie keine Blicke.

Der Sohn liegt lang ausgestreckt auf dem Lager, den Kopf rücklings zu Boden gesenkt; auf seinem Gesicht liegt tiefe Erregung; seine Augen sind erschreckend weit geöffnet.

Der Vater sitzt still vor sich; die Arme auf den Knien; spärliches samtweiches Kinderhaar; langer Bart; die warmen Augen sind sanft geschlossen.

Der Sohn macht eine weite Bewegung wie gezwungen; eine grosse Stille; plötzlich bricht er in ein lang anhaltendes Schluchzen aus, das ihn ganz überwältigt. Das

Schluchzen wird stiller; (wie für sich, jedes Wort fest betonend):

Eigentlich habe ich doch meinen Vater am meisten geliebt —

(ganz leise, als nehme er den Schleier von einer tiefen Wunde — niemand darf es hören):

Er hat am meisten durch mich gelitten.

Der Sohn verstummt, als würde er nie mehr etwas sagen. Er entschwebt als wäre er nie dagewesen.

Auf dem Antlitz des Vaters liegt ein seliges Lächeln wie ein Glanz; zwischen den hageren, weissen Fingern rinnen leise Thränen.

Der Schimmer des Lächelns liegt über dem Raum.

* * *

*

nach Sotori

.

es ist ein stilles Abendlicht
ich warte
mein Geliebter naht
heut
wo der Abend glänzt . . . .
und glänzt —

so wundersam erscheint mir alles
so wundersam
wie dieser Spinnen eifrig Weben —

das habe ich alles nie gesehen

was spinnt ihr
ich bin nicht verlassen

ja ja — er kommt!

* * *

*

nach Michinaga

.

diese Welt

ist mein!

Mondes heller Schein

strahlt silbern in mein Haus hinein

Und Glanz und Glück

alles

strahlt mein Haus zurück.

* * *

*

nach Jimmu

.

komm —
ich habe dir ein Haus bereitet
du
du hast die Matten drin gebreitet
sieh
wir ruhen nun
vereint

und wenn du willst
so treibt uns
keine Sorge mehr hinaus

es schützen uns
Schilf und Binsen
die wachsen um unser Haus.

* * *

*

nach Hitomaro

.

nun fallen wieder
die roten Blätter
ich bin allein
ganz still ist es um mich

nie vergess ich's:
es war im Herbst
da sang mir ein Mädchen
einsam
am Flusse
ein Lied

mein Haupt ist müde
ich flüstere
ihren Namen

die roten Blätter fallen.

* * *

*

es ist ein stilles Regnen —
stundenlang
und Nebel gehen hin und her
und kriechen durch die dunklen Bäume
der Wille träumt
ein dumpfes Wähnen schleicht umher
wie wenn
zwei Tiere sich belauern

was soll dies Sehnen ohne Ende!

die Hände liegen still im Schoss
und Worte gehen grau von Mund zu Mund
und wieder
wieder fällt ein Tropfen matt zur Erde

wo ist das Meer?

still — still
ein Herz schläft ein.

* * *

*

vor mir der Weg, den ich schon oftmals ging
mit Bäumen riesig, dunkel, alt und schwer
und hinter mir das goldene Gitterthor
das ich wohl gern verschlösse

auf jedem Blatt
liegt Gold — nur Gold
und jeder Baum steht da
wie eine nackte Frau in Wellen goldenen Haares
schauernd
wenn ein fremder Hauch ihn trifft.
und andere
stehen in so dunklem Rot
wie tiefe Flammen dunkel leuchten durch die
dunkle Nacht
darüber liegt die blasse Farbe
morgendlicher Wolken
durch die der frühe Himmel glänzt
und auch die Sonne hat nicht mehr die Macht
und glüht nicht mehr
und strahlt nur noch
und lange
können die Augen diesen Glanz vertragen.

ich gehe am Schloss vorbei
wo niemand wohnt
das Wasser fliesst so ruhig
so voller Glanz und zartester Bewegung
dass sich die Blätter scheuen
diese Lauterkeit zu trüben
und zitternd an den Rand des Ufers fallen
nur manche
die ein stiller Wind verweht
werden getragen von der glatten Flut
und treiben sacht bis zu der leichten Brücke

und Tiere rascheln schnell von Strauch zu Strauch

und jeder Ton, jedes Geräusch
das du vernimmst
— auch jener Wagen dessen Räder rollen
— auch jene Schläge die die Bäume fällen
ist seltsam nah
doch fern
und weckt etwas das nicht mehr schlummern wird
und lebt in dir
wenn es schon lange starb.

* * *

*

es ist ein Licht erloschen
in meinem einsamen Zimmer
in das ich gerne sah —
das leuchtete so rein
so froh
nun ist alles um mich leer
schattenschwer
liegen die Räume

es ist viel Finsternis um mich

es ging ein Strom von mir zu dir
der war so über alles reich
und kam von dir zu mir zurück
umschlang uns beide
wie im Traum

was kann ich dir geben?
ein bisschen Glück!
ein bisschen Leben!
sonst ist viel Finsternis um mich.

* * *

*

du leidest sehr
du leidest viel Schmerzen
o
ich habe es wohl gefühlt
plötzlich wie ich durch die Strassen ging
gab es mir einen Ruck
und ich wurde
diesen dumpfen Druck
diese Qual nicht los

wie eine grosse Wunde
war ich
trotzdem ich heute so viel in der Sonne
so viel
unter den Herbstbäumen ging

ich kann dir ja nicht helfen
ich kann nur deine tapferen lieben
Hände nehmen
und dir deine Qual
ein wenig leicht machen —

ich weiss es ja —
aber das frisst mir so am Herzen
dass ich nun nicht bei dir bin

neulich
als mein Vater starb
und ich war fern
da hatte ich dieselbe bange Qual
die mir den Hals würgte

ich habe wohl schon öfter
eine Angst um dich gespürt
aber nie
noch nie habe ich es so gefühlt
so bis ins Blut
wie jetzt.

* * *

*

„lange soll ich auf dich warten“?
es ist leicht und mag geschehen
dass wir im Drang der Zeit
und dieses Blutes
das mich treibt
auseinandergehen

wenn ich auf dem dunkeln Weg
meines Lebens
mich verirrte
diesen Leib und diese Triebe
doch zwang
und diesem Blut
das so nach Freiheit rang
nicht fluchte

warst du es nicht
die ich suchte?

* * *

*

sieh —
es kommt mir oft ein Sinn
dieser Leib ist fast ein Scherben
wollte ich nicht von Anbeginn
dich?
und das will mich ganz verschütten
dieses Glück
willst du nun verderben?

ich habe es gesehen
auch du
willst
dass ich immer bei dir bleibe

auferstehen —
ja auferstehen
werden wir an unserem Leibe.

* * *

*

in diesen hellen Tagen
wirst du mir alles sagen
alles
was du willst und musst

du wendest deine Blicke —
das liegt nun weit zurücke
es rührt nicht mehr an dir
dein Leben ist vergessen
das fiel nun ab von dir

erneuert ist dein Sinnen
und was du wirst beginnen
wird heilig und in treuem Glauben sein

drum giebst du mir die Hände
auf alle deine Fragen
auf alles
was du willst und musst
will ich dir Antwort sagen.

* * *

*

es giebt so viele Tage
wo du mich nicht suchst
unter all den Worten
ist eines
das am meisten schmerzt:
du kennst mich nicht!

kenne ich mich?

so nimm nun eines hin:
ich bin nicht ich
ich bin nicht du
— wer weiss den Sinn —
vielleicht
die Melodie die immerzu
um uns kreist.

* * *

*

du hast es gemacht
dass um mich Nacht
ist
die Sehnsucht um dich
hast du entfacht

aber nur
wenn ich von dir
gehe
nur dann
wird mein Herz
hart — du Süsse
muss es doch sein —

aber das ist ein Glück:
ich sage nichts
bin ganz still —
doch du
fühlst bebend wie mein Blut
zu dir hinüber
will.

* * *

*

zwischen uns ist viel geschehen
manch Trübes manch Hinübergehen
doch auch manch Glück
und wir haben uns nur angesehen

andere
litten um mich und dich —
wir haben voneinander gelernt
was es heisst
im Sturm stehen

da du nun in diesen Tagen
dich ganz in meine Hände
legst
sieh auf den Weg zurück:
über Angst und Reue
zum Glück.

* * *

*

warum nicht Halt?
was willst du noch?
in dieser Nacht
lobt mancher sich sein Haus und Heim —
wo willst du hin?
o weit
o weit —
— und sie ist eines anderen Weib!

ich schreite stumm
Sturm im Sturm
durch Nacht und Wind
so wie in Kampf und Ringen
die Menschen nun geboren sind

da —
aus der Kneipe
schlägt ein Chor
brüllender Stimmen an mein Ohr
die Geige kratzt den Jubel mit —
o wäre das der letzte Schritt!

der Mantel fliegt
ich berge mühsam meinen Hut

— und sie ist eines anderen Weib!
so toll
so toll ist mir zu Sinn —
wo willst du hin?

— und sie gehört nicht diesem Leib!

in den hohen Pappeln seufzt
und heult
ein Lied.

* * *

*

es ist ein stilles Singen
um mich
und auch um dich

wo nun
in unser Leben
glänzt hinein
von einem grossen Glücke
ein bleicher Schein

der lässt uns nicht mehr los
was ist da schlecht?
was ist da gut?
ich träume
von deinen Augen
drin ein silbernes Sternchen ruht.

* * *

*

Tod und Leben.

* * *

*

doch war mir diese Hand so lieb
dass ich sie dennoch fasste
und endlich auch — nach kurzem Kampf
in jenes bleiche totengrüne Auge schaute
dessen Blick mich seltsam bannte

denn es war ein Glanz darin
ein toter abgestorbener Glanz als hätte
der Blick nach innen sich gekehrt

Vergissmeinnicht
lagen in seiner Hand

O diese Stirn
die so voll Sanftmut war
um deren hohe Wölbung
ein eigener Schimmer lag
wie von Gedanken
die nun schliefen

ich nahm die Hand und kalt und leblos
lagen die bleichen starren Finger
in meiner Hand — mir war's
als pressten sie
mein Herz

du nahmst das Leben heilig-ernst und schwer
es lastete auf dir
doch still und heilig
führte das Leben dich am Kampf vorbei
doch lebtest du dein eigenes Leben
dessen träumerischen Glanz du gern bewahrtest
wovon du niemals sprachst —
doch sprach das tiefe Leuchten deines Auges
wohl davon —
auch von der grossen Liebe
die dir in vielem Deutung und Verstehen gab

ein Vater —
liessest du mich werden, wie ich wurde
doch spürte ich die weiche Hand
die mir das Beste gab
was mich von allen Menschen scheidet
und doch ein Band ist

ich gebe dir mit ins Grab
was uns einst trennte —

viel
wahrlich viel Schmerz hast du von mir erfahren
du trugst das alles ohne dass du zürntest

nun wirst du bald verwesen
nichts wird bleiben —
nun düngst du bald mit deinem Fleisch die Erde
die auf dir lastet und mit der
ich seltsam nun verbunden bin
und Blumen werden blühen
wo du liegst
und leise
streiche ich durch das seidenweiche Haar
das spärlich seinen Kopf bedeckte
der so einsam war
und auch die Blumen wird ein Wind verwehen.

* * *

*

. . . . er sagt mit seinem Leibe
dient er mir als mein treuer Knecht
was soll ich ihm nun geben?

er sagt mir alles was er denkt
hat mich manch tiefen Sinn gelehrt
ich horche darauf hin —
bewege all die Worte
in mir
und deute sie mir um
nach meiner eigenen Weise

das wird ein wundersames Lied

doch ist das wohl zu süss und schwer
und wem ich das wohl sage
der weiss die Melodie nicht mehr
wenn ich ihn darnach frage

ich habe ja nur diesen Leib
und dieses junge Leben
das eigentlich ein Leben ist
seit er es mir gegeben

ich habe gar kein eigenes Sein
ich strahle es nur wieder
in einem eigenen Glanz
den niemand kennt
ich glaube, auch er nicht
an diesem Leibe
der ihm dient

ist auch kein Fältchen, ist kein Haar
an dem sein Mund nicht glühend war

ich gebe ihm alles hin
ganz ihm zu Willen, ihm zu Sinn
und Qual wird manches
was ihm Seligkeiten giebt

doch spendete ich allem
was um mich tobte, um mich schrie
die lauterste Erfüllung
oft
loderte der Wunsch so heiss
dass ich von all dem nichts mehr weiss
doch stellt er mich so heilig hoch

dass auch die tollste irrste Glut
sich reinigt
und wird zu meinem Blut —
er wird mich nicht verletzen

ja
wenn sein Körper glüht und glüht
und über diese Glieder
sein Atem wie ein Gluthauch fliegt
und er an diesem Leibe
zum Tode matt und zuckend liegt
will ich die Hand ihm legen
auf seine letzte irre Glut
damit er im Verglühen
mich noch fühlt.

* * *

Worte über mich selbst

Fragmentarischer Versuch
* eines jungen Mannes *
sich selbst zu erkennen

*

Für

G—L

*   *

„Ich will hier sagen, wie ich mir erschien. „Ich weiss, dass darin eine Gefahr liegt, Anders- „denkende werden einen naheliegenden Vorwurf „bereit haben und werden Folgerungen daran „knüpfen, gegen die ich mich nicht wehren „kann; ich nehme sie auf mich, da sie mich „nicht kümmern. Denn ich weiss, dass nur „die Wahrheit mich leitet. Durch die Freiheit „eines Bekenntnisses wird vieles klarer. Und „so gehorche ich einem Drange nach Klarheit, „in dem mich keinerlei äusserliche Rücksichten „beirren werden. Einigen, meinen Freunden, „wird es wertvoll sein. Es liegt eine tiefe, all- „gemeine und sehr einfache Wahrheit darin, „die ich nicht aussprechen würde, wüsste ich „nicht, dass mich mit allem Lebenden und „Nichtlebenden einst ein tiefer Zug verbinden „wird."

*

Als ich die ersten Schritte in ein reiches Leben that, war das stärkste Gefühl, dem ich mich nach Wandlungen und Ueberwindungen immer hingeben musste:

ich war anders wie die andern.

Es liegt kein Stolz darin; auch gar kein Urteil. Mag ich ja schwächer, willenloser gewesen sein, ohne Zusammenhangsgeist, ohne Drang nach Entwicklung; ein Mensch, den man als Gast, nicht als Haupt, Führer anzusehen gewohnt ist.

Aber das war ohne Zweifel: ich war anders.

*

Ich sah um mich ein Streben, ein Wollen, eine Sucht zu ändern, zu bessern, die ich begriff, aber nicht bejahte. Ich sah überall ein Ringen, Kämpfen. Es erschien mir in dieser Form bald als selbstverständlich, und ich verfolgte es mit Interesse. Aber hätte mir jemand gesagt: folge auch du diesem Zug —

ich hätte gelächelt.

Ueberall sah ich „den Willen".

Ich war nur „Trieb".

*

Und weiter: Es gab keinen Riss in meinem Leben. Jeder, den ich traf, hatte sich in blutendem Kampfe behaupten müssen, so hörte ich. Er hatte gerungen und war beinahe verzweifelt. Alle Bande waren gesprengt. Ich sah Familienleben zerstört; ein Leben abseits von Gesellschaft und Leben.

Und das alles gab diesen Menschen einen gemeinsamen Stempel. Sie waren von einem Stamme.

*

Ich weiss, dass auch an meinem Leben manches Schicksal zerrte und habe es wohl gefühlt. Und im Drange, gleich zu werden, hielt ich es wohl als Pflicht, zu trennen, zu scheiden und Schmerz zu bereiten. Aber in Wahrheit:

es gab keinen Riss in meinem Leben.

Oder besser: ich fühlte, ich sah keinen Riss in meinem Leben. Als der, dessen stillen Charakter ich als mir ähnlich am meisten liebte, an dem Tage, der alle Gefühle der Gemein-

samkeit in den strahlendsten Lichtern aufblühen lässt, Thränen um meine Entfremdung vergoss, die mir schwerer waren als meine tiefsten Schmerzen — als er am Weihnachtsabend voll tiefster Trauer mich in die dunkle Nacht verliess, da fühlte ich keinen Riss. Ich fühlte die Trauer. Doch mehr noch fühlte ich, über alle Trauer, höher als alle Worte, den himmlischen Trost, dessen mein Vater in seinem heiligen, unantastbaren Schmerz sicher war.

*

Ein weiter Garten lag vor mir, so blühend reich, so voll aller Tiefen und Offenbarungen, dass ich in den höchsten Augenblicken meines Lebens dieses zu eng wähnte, um alles erkennen zu können.

Ich gab mich hin.

Und diesem Zuge folgend, verliess ich vieles, was andere fesselt.

Ich erinnere mich weniger Augenblicke. Aber einer der schönsten war der, wenn ich in klarer, ruhiger Selbstvergessenheit aus dem Fenster meines einsamen Zimmers lehnte, die Bäume des Parkes sah, die ich alle Tage erblickte, die

Menschen sah, die alle Tage zur bestimmten Stunde ihr Weg hier vorüberführte oder die Nacht in tiefen Zügen atmen hörte.

Ich belauschte das Leben in seinen kleinsten Momenten; ich fühlte es leben. Und nichts erschien mir so schön, als ein unendlich weiter Horizont.

*

Nie suchte ich das Besondere, das Auffallende; wer so urteilte, der sah nicht tief; der schöpfte nur den Schaum. Das Allgemeine, das Gemeinsame zu finden — dieses allerdings befreit von einer alltäglichen Bedeutung, die ihm anhaftet, — war mir Herzensbedürfnis. Wohl unternahm ich unwegsame, entlegene Streifzüge, deren Reiz andere vielleicht für immer gefangen genommen hätte; doch immer befreite ich mich wieder und kehrte, Erneuerung suchend, gerne zu dem zurück, was unser aller Ausgang ist.

Ich entfernte mich nicht aus dem Leben; Gefallen fand ich und Stärkung an den kindlichen Vergnügungen eines einfachen Volkes; ich liebte selbst die lauten Aeusserungen eines

ersten, allgemeinen Empfindens; und je mehr ich diesem Gemeinsamen mich näherte, um so ruhiger wurde ich. Es war Genesung für mich nach langer Krankheit.

Nie floh ich die Feste, die Launen des „gemeinen Haufens“. Damit war ich vielen, die mich dunkel ahnten, dunkel und unsicher an mich glaubten, fremd. Ich handelte ohne Rechenschaftsbedürfnis und that recht. Denn nichts trennt mich von dem Geringsten; ich fühle keinen Abstand; denn ich ahne, dass in mir wie in jedem alles beschlossen sein muss und irgendwie von mir wie von jedem seinen Ausgang nimmt. Alles scheint irgendwie mit mir verbunden zu sein, und sei es auch nur als Wandlung, als Durchgangsstadium meines Selbst.

So kannte ich auch keine Trennung. In diesem Bewusstsein schien ich vieles verlassen zu können, was andere mit eisernen Banden hielt, deren Zersprengen Tod oder ewige Wunden bedeutet. Vielen erschien ich als hart, ja grausam; Menschen, die mich täglich sahen, schalten mich empfindungslos.

Es giebt keine Trennung. Was existiert,

was ist, ist durch die Gesetze der Entwicklung unauflöslich verbunden und das Gefühl der Trennung, die vielen tiefste Trauer bringt, ist nur ein Mangel an Erkenntnis und Bewusstsein und mehr noch, der Mangel eines echten und reinen Gefühls.

Es giebt keine Trennung — wie es keine ewigen Wunden giebt. In einem höheren Dasein, zu einer späteren Zeit, erscheint dir all' das, was dich so tief traf, was dich zu zerstören drohte, nur als Wandlung, als Entwicklungsstufe zu einem reicheren und umfassenderen Leben.

*

So fest war mir dieser Gemeinsamkeitszwang, dass ich über alle Irrungen und Stürme immer wieder dahintrieb; es diente mir als Mittel, mich selbst zu befreien, und die einsamen Wege, die ich ging, führten schliesslich alle zu dem einen Ziel: dem höchsten Glück:

— ich und die Gemeinsamkeit
die Einheit und ich —

Alles Glück, alle Zukunft liegt in diesen Worten. Beide gehen ineinander auf. Und in dem

Worte: Gemeinsamkeit — liegt nicht nur die Menschheit, sondern die ganze Entwicklungsskala des irdischen und unirdischen Seins. Wie ein Baum, der mit tausend Wurzeln im Boden steht und Nahrung aus allem saugt. Und hinter diesem Zwang liegt schlummernd die ganze Welt der geheimen Zusammenhänge, die allem Leben erst Grund und wahre Bedeutung giebt.

*

Die Kraft des Denkens war mir nie der Gott, der es vielen, den meisten, war. Viele sah ich ihre Kraft dafür hingeben; nur wenigen war es Lust und Glück. Es giebt ein drittes, eine Einheit, die Denken und Gefühl zusammenschliesst.

Nie hatte ich den Drang, mein Leben geräuschvoll, gross zu gestalten. Zuweilen gab es mir wohl Freude; aber ich pflegte diese Neigung, die mir fremd war, nicht.

Ich vermochte Glück und Unglück nicht zu unterscheiden. Gab mir doch Schmerz Glück, vermeintliche Freude Unglück oder Gleichgültigkeit. Grenzen beider Empfindungen konnte ich

nicht bestimmen und in den ganz stillen Momenten, wo ich allein war, fühlte ich mich oft so glücklich und stark, als wäre mir ein Glück widerfahren.

Wenn ich auch Schmerzen fühlte — und keinem werden sie erspart —:

es lag ein Lächeln darüber.

*

Das äussere Leben zog mich nicht an. Nur als Bethätigung inneren Werdens. Was ich als sicherste Aufgabe fühlte: Die Erforschung des Innersten, was ich in mir wirken fühlte, und die Umformung des Gefundenen in sichtbare Zeichen. Vieles war mir verschlossen, kein Blick konnte alles bis zum letzten erreichen.

Nur in vorüberhuschenden Momenten öffnete sich der Schacht der tiefsten Empfindungen dem glücklichen Blick. Zu warten, bis dieser Augenblick der Offenbarung kam, war mir innerste Ueberzeugung; das betrachtete ich als meine Aufgabe.

Und was ich fand, zeichnete ich auf.

So schön, so allen Lohnes wert, erschien mir jedes Sein. Was war, erschien mir schön.

Und wahr. Schönheit ist Wahrheit. Auf die Dauer erweist sich keine Unwahrheit als schön.

Mein ganzes Leben sah nur das Ziel, diese Schönheit überall zu finden.

Und ich fand sie überall.

Nie bin ich getäuscht. Ich fand sie überall. Ich sage das mit einem unendlich starken Glücksgefühl.

*

Der moderne Künstler ist durch die Verhältnisse gezwungen zu denken. Danach richtet sich der Entwicklungsgang der heutigen Künstler. Sie denken, um aus dem Wirrsal der Empfindungen und Urteile herauszukommen. Sie denken, um sich über Ziel und Streben klar zu werden. Zu viel Ballast, zu viel Ueberflüssiges fühlen sie an sich, das sie los werden müssen, um frei zu sein, sich frei zu fühlen, um schaffen zu können. Sie grübeln, ehe sie schaffen.

Das Denken ist das Primäre; alles ist Problem! Bejahen oder Verneinen! Später kommt dann die Welt der Empfindungen.

Bei mir war es nicht so; ich weiss nicht,

wer im Recht ist; das lässt sich vielleicht gar nicht entscheiden.

Ich empfand erst und empfand nur. Es gab für mich nichts, was ich erst abschütteln musste, um frei zu werden. Frei oder unfrei — ich war! Gerechtfertigt war alles durch seine Existenz. Und Denken erschien mir oft als eine Spielerei.

Es gab keinen Zwiespalt in mir und ausser mir, und so gab es auch kein Urteil. Was ich sah, war gut, weil es war. Wie konnte ich es verwerfen?

*

Ich freue mich, wie ich jetzt all' das so klar erkenne. Ich wusste es. Und ich wusste auch, dass ich dann alles sagen könnte; auch das, was mir früher noch dunkel war. Immer klarer sehe ich, wie alles gut ist.

Und eines will ich noch andeuten. Denken und Empfinden treffen zusammen. Ein nicht klares Gefühl — das letzte Ergebnis — sagt mir, dass dieser Gegensatz sich in sich selbst auflöst, dass die verschiedenen Schattierungen der künstlerischen Erscheinungen sich aus der

Art und Weise der Mischungen dieser Gegensätze ergeben.

Und ganz hinten, im letzten Verschwimmen der feinsten Betrachtung, eine aufdämmernde Ahnung:

Der, der den „Willen" verachtete, ward „Wille".

„Trieb" vereinigt sich reinigend mit dem „Willen" zum „Stil", zur „Kultur".

Doch ist das noch zu sehr Entwicklung und unsichere Ahnung. Aber es ist mir ein neuer Beweis für die Einheit alles Erschaffenen und ich ahne, dass auf diesem Boden der Baum wächst, der die Menschheit beschatten wird.

Dies der Geist ist, dem die Zukunft die Krone giebt und geben muss.

* * *

*

Dichtungen und Gesänge

* * *

*

von

Ernst Schur

sind erschienen
im Verlag von Hermann Seemann Nachfolger
Leipzig:

*

Von dem Sinn und von
der Schönheit der japanischen Kunst
Preis 2 Mark

*

Grundzüge und Ideen
zur Ausstattung des Buches
Preis 4 Mark

*

Paraphrasen über das Werk
Melchior Lechters
Preis 2 Mark

*

ferner bei Schuster u. Loeffler
Berlin SW. 46:

*

Seht es sind Schmerzen
an denen wir leiden
Dichtungen

Im Buchhandel nicht zu haben

* * *

Gedruckt bei E. Haberland in Leipzig-R.

